


Von der Erziehung zum Frankentum

Ansprache, gehalten am gleichen Abend von Dr. Peter Schneider

em Lehrer, dem Freunde sag' ich für mich freudigen Dank, daß er mich heute im gedrängten Zusammenhang der Rede das hüten ließ, was ich vor längeren Jahren heranreifen sah, was ich im abgeschlossenen Werk dann gelesen habe. Dem verdienten Frankenforscher sagen wir herzlichsten Dank, daß er die Ergebnisse jahrzehntelanger Arbeit heute als einen Grundstein zu einem schönen, hoffnungsvollen Bau, an dem wir schaffen sollen, in die Erde eines Mittelpunktes fränkischen Wesens gelegt hat. Sie haben es selbst gefühlt, und ich versichere es Ihnen, daß in Ostfranken kaum jemand anders so wie Johann Schmaus berufen war über die Frühgeschichte des Stammes der Franken vor Ihnen zu sprechen. Vielleicht hat ihn, den geborenen Oberpfälzer, zur Beschäftigung mit den Anfängen unseres Frankenvolkes eine geheime, unbewusste Liebe zur fränkischen Art getrieben, vielleicht auch das klarere Empfinden, daß Landschaft und Volkstum seiner engeren Heimat wichtige Züge mit Franken gemein haben und eine natürliche Brücke vom Mainvolk zum Donauvolk bilden. Gleichviel: ein solcher Mann, Wahlfranke im edelsten Sinn, muß uns mehr als willkommen sein, und nichts können wir Glieder des Frankentums sehnlicher wünschen, als daß recht viele von unsern eigenen Stammesbrüdern auf diesem Wege mühevoller, aber auch erfolgsgekrönter Arbeit ihm folgen möchten! Denn ein Teil des Grundbaues, auf dem unsere Bestrebungen ruhen, sind die gesicherten Ergebnisse umfangreicher wissenschaftlicher Forschung.

Freilich, zu den Priestern im Heiligtum der Wissenschaft sich zu gesellen ist nur wenigen Glücklichen gegeben. Aber auch für die vielen anderen, für uns bleibt der schönen Arbeit reiche Fülle. Uns bleibt, wenn ich in dem Gedankenkreis des eben gebrauchten Bildes bleiben darf, ein Laienapostolat. Wir können und sollen Erzieher sein, und zwar nicht nur von einigen Kindern etwa, von eigenen oder anvertrauten, sondern Erzieher von Hunderttausenden. Sagen wir es frank heraus: Volkserzieher. Aber kann denn das Volk, können denn Völker erzogen werden? Ich beantworte die Frage mit ja und stütze mich dabei auf die Erfahrungen der Weltgeschichte. Ubergroßes Glück hat Völker in Grund und Boden hinein verdorben, schwere Schicksale haben Völker wie in einem Feuerofen geläutert, und weise Gesetzgeber haben Völker geformt nach ihrem Geiste. Freilich haben sie es sehr klug gemacht, und wenn man ihrer gedenkt, möchte man fast behaupten, daß die größten Seelenkennner in jenen Zeiten lebten, wo die Wissenschaft der Psychologie noch nicht erfunden war. Sie strebten nichts Unmögliches an. Sie werteten die von ihnen erkannten Grundanlagen ihres Volkes aus, und sie erzogen nicht zu verschiedenen, fern auseinanderliegenden Tugenden, sondern zu Eigenschaften, die in seelischem Zusammenhang standen. Lag rauhe körperliche Nützlichkeit vor, dann geboten sie unablässige Waffenübung und Erziehung zur Wehrfähigkeit. Und wenn ihr Volk zum Staatsleben und zur Redegewandtheit geschaffen war, dann suchten sie durch ihre Gesetzgebung alle Schichten des Volkes nach ihrem Vermögen zur abgestuften Beteiligung am staatlichen Leben heranzuziehen, um aus dem Brunnen der völkischen Begabung auch die tiefuntersten Wasser zu schöpfen. Überblicke ich die deutsche Geschichte, so vermisse ich

Staatsmänner von diesem Zuschnitt, ich mag die Jahrhunderte auf und ab schauen, fast völlig. Darum sind wir Deutsche trotz unserer herrlichen Anlagen bis auf den heutigen Tag unerzogen. An Versuchen uns zu erziehen hat es allerdings nicht gefehlt: im Gegenteil. Aber diese Versuche setzten in der Regel an einem falschen Punkte den Hebel an, indem sie nämlich die Wesensart unseres Volkes nicht in Rechnung brachten. Man wollte unser Volk zum Deutschtum erziehen. Deutschtum? Was ist Deutschtum? Wenn ich dem Deutschen, wie schon oft geschehen, zurufe: „Deutscher, sei deutsch!“ so ist es nicht viel anders als wenn ich zu einem Schüler sagte: „Schüler, sei schülerhaft!“ — Das deutsche Wesen als Ganzes, ist etwas Unfassbares. Es zerfällt uns unter den Händen. Es lassen sich ihm alle möglichen Seiten abgewinnen; aber ihr werdet es nie auf eine einzige Formel bringen können. Nicht ich bin der erste, der da behauptet, daß tiefgehende Zwiespältigkeit in Begabung und Charakter der Grundzug unseres Wesens sei. Neben der Begabung für das vom Sinnlichen gelöste Denken, das uns den Ruhm eines Volkes der Denker einzutragen hat, steht, ebenso unbezweifelbar, die musikalische Begabung als ein Grundzug unseres Wesens. Neben tief eingewurzelttem Freiheitsgefühl steht die Lust mächtigen Herren gehorsam zu sein. Wenn wir unseren größten Dichter sagen lassen, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit, so setzen wir uns zu diesem „Individualismus“ in belächelbaren Gegensatz durch unsere Titellucht, die da bekundet, daß uns ein klingendes Wort mehr gilt als Manneswert. Die Alten schon rühmten deutsche Treue, und doch hat eine Reihe nur zu wohlbekannter Männer der deutschen Geschichte diese Treue gräßlich verlegt. Wir sind Heimatmenschen mit der Neigung zum idyllenhaften Kleinleben und daneben unbelehrbare, unbelchebare Weltbürger, denen die Erde noch viel zu klein ist. So steht das deutsche Volk jeder Lage des Lebens, jeder Wendung seiner Geschichte mit dem Wollen und dem Können Faustens gegenüber, der von sich sagen muß: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“. Noch etwas anderes kommt dazu. Unser völkisches Leben bietet ein Bild der größten Mannigfaltigkeit auf Grund stammestümlicher Eigenart. Wir können gar keine Eigenschaft als deutsch anführen, ohne daß der Kenner deutschen Volkstums einen Stamm nennen müßte, der eine gegenteilige oder wenigstens andersgeartete Anlage zeigt. In demselben Augenblick, wo ich von Deutschlands Idealismus spreche, fällt mir ein, daß es im deutschen Vaterland Gegenden gibt, in denen ein Mundartdichter mit Selbstspott sagen konnte, daß der Mensch freilich auch Gott zu Ehren auf der Welt sei, aber in der Hauptsache doch um zu profitieren. In demselben Augenblick, wo ich gegenüber den Südvölkern deutschen Ernst rühme, fallen mir Gegenden ein, wo die Heiterkeit in jeder Form ein Grundzug der Bevölkerung ist. Und mit dem gleichen Atem kann ich deutsche Stämme nennen, denen die Rede karg und stotend vom Munde geht, und andere, deren Zunge gelöst ist wie ein vom Wintereis befreiter Quell!

Aus diesen Tatsachen ergibt sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, daß jede Volkserziehung in Deutschland zur Erfolglosigkeit verdammt ist, wenn sie zu gleicher Zeit auf verschiedenem Grund aufbaut, wenn sie gleichzeitig Auseinanderliegendes zum Ziel nimmt. Die engeren heilsamen Zusammenhänge, die die Bedingungen zu einer erfolgreichen Erziehung sind, sehen wir vorliegen innerhalb der einzelnen deutschen Stämme. Man kann den Schwa-

ben nur zum Schwaben erziehen, den Bayer nur zum Bayer und den Franken nur zum Franken. Unter Erziehung verstehe ich dabei: Ausbildung und dadurch höchste Steigerung der zusammenhängenden Erbanlagen im Hinblick auf klar erkannte Ziele. Dies will der Frankenbund, und er darf sich rühmen damit ein Ziel zu verfolgen, von dem die Schulweisheit des 19. Jahrhunderts sich nichts träumen ließ; denn sie war befangen von dem Wahn, daß weiß-schwarze, schwarz-rote, weiß-blau und andere Grenzsfähle die Grenzen von Volks- und Stammestum darstellen könnten. Vor einigen Monaten hat bei einem Ausflug der Gruppe Würzburg des Frankenbundes der Regierungspräsident von Unterfranken in einer Ansprache gesagt: „Der Frankenbund ist neu, und neu ist auch die Art, wie er die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung dem Volke zu vermitteln sich bemüht.“ Beweis; nur möchte ich hinzufügen: leidet er neu. Denn ich bedauere aufs tiefste, daß diese Art der Erziehung in Franken nicht schon vor 100, vor 200, vor 300 Jahren eingeseht hat und daß wir unter den schwierigsten Verhältnissen sie heute aufnehmen müssen. Meine eigene Jugend hat die Erziehung zum Frankentum nicht gekannt. Ich mußte mich gleich vielen anderen zu meinem heutigen Empfinden auf manchen unnützen Seitenwegen, auf manchem ärgerlichen Irrweg hinfinden. Der tiefere Gehalt des Begriffes Franken wurde uns gegenüber nicht ausgeschöpft, nicht ausgewertet, und so ist es in Franken main-auf und main-ab geblieben bis auf den heutigen Tag. Wer es anders weiß, der stehe auf und zeige wider mich! Ich weiß aber, daß sich niemand gegen mich erheben wird. —

Gut, werden Sie sagen, wenn denn die Bewohner der einzelnen deutschen Landstriche stammestümmlich erzogen werden sollen — auf welche Formel sollen wir unser fränkisches Erziehungsziel bringen? Ich will diese Formel heute noch nicht vollständig zu gestalten versuchen. Doch das eine darf ich sagen: sie wird einfach sein; denn es sind nur wenige Gesichtspunkte, die in Betracht zu kommen brauchen. Den ersten und vornehmsten hätte unseren Vätern und Großvätern schon der Name unseres Stammes nahe bringen können. Wir Franken tragen den schönsten Namen von allen Völkern und Stämmen Europas. Denn „frank“ heißt „frei“, und durch die Jahrhunderte tönt, nie ganz verklingend, das stolze Lied vom freien Frankentum, von den Zeiten jener alten Beschreibung der Blurmark Würzburgs aus dem Jahre 779, in der das Erbe freier Franken für unsere Stadt zum ersten Mal bezeugt wird, bis hinauf in die neuere Zeit, wo noch die Bewohner von Eltmann des 17. Jahrhunderts als „freie Frankthen“ sich dagegen verwahrten, daß sie zu Saufjagden Arbeits- und Zubehörsdienste leisten sollten. Wenn unsere Stammväter ihre Freiheit betonten, so war dies in der römischen Kaiserzeit im Gegensatz zu den unfreien Bewohnern des linken Rheinufers gemeint, und später, als sie Gallien und Germanien eroberten, im Gegensatz zu den unterworfenen Stämmen dieser Länder. Sie waren der herrschende Stamm. Nun, die Zeiten haben sich geändert. Unsere Väter traten die Vormacht in Deutschland an andere Stämme ab; die Sachsen und die Schwaben und dann die Neustämme der Oesterreicher und der Preußen wurden nacheinander zur Macht berufen. Uns Nachfahren der alten Franken fällt es im Traum nicht ein, den Freiheitsbegriff unseres Stammes im Sinn des frühen Mittelalters wieder aufzuwecken zu wollen. Wir sind nicht der Meinung, daß unser Stamm — und sei damit selbst der Gesamtstamm der Franken von der Rheinmündung bis zum Fichtelgebirge gemeint — das unser Stamm, sage ich, wieder die Vorherrschaft in Deutschland haben müsse. Wir sind

auch nicht der Meinung, daß die Grenzen unseres Stammes zugleich auch Grenzen eines Staates sein müßten; wir überlassen das Phantasieren darüber und das Drohen damit jenen Leuten, die Zeit dazu haben oder ein Geschäft damit machen wollen, und behalten uns nur das eine vor, daß wir die Schreier, die in Zukunft vielleicht wieder einmal mit der Aufrichtung eines neuen deutschen Bankrottfreistaates drohen, nach ihrem fränkischen Geburtsort fragen. Nein; wir wollen in den alten herrlichen Pokal, der lange Zeit unbenützt gestanden, einen neuen, von allem trüben Bedensatz des staatlichen Lebens reinen Wein gießen. Unsere Väter waren ja auch schon in einem anderen Sinne frei. Seht doch die Formen des fränkischen Zusammenlebens mit offenen Augen an! In einer vergangenen Zeit des germanischen Volkstums glaubte der Mann, sein Gehöfte müßte getrennt und entfernt von dem des nächsten Nachbarn liegen, wenn er sich wahrhaft frei fühlen sollte. Aber diese niedere Stufe eines äußerlichen Freiheitsgefühls stiegen die Franken rasch empor. Beeinflusst von der Siedlungsart des Römervolkes und von eigener Veranlagung dazu getrieben schufen sie ein neues Siedlungsmuster. In sich geschlossen, wie eine Felseninsel im Meer, liegt das fränkische Dorf inmitten der grünen Flur. Und drinnen, wie drängt sich da Hof an Hof, wie gesellt sich Stiebel zu Stiebel! Wie umfaßt ein Blick aus dem Guckfensterchen gahauf, gahab die Vielzahl der Wohnungen! Ja, hier ist alles im wahren Sinn gemeinsam: der Raum der Gassen, das Pflaster der Wege, der Brunnen am Markt, das Sonnenlicht und der Sternenshimmer. In dieser engen Gemeinschaft ist notwendigerweise jeder Störer des Friedens, jeder Verlezer von Leib und Habe seines Nachbarn ein allgemeiner Schädling. In dieser engen Gemeinschaft heißt's zusammenhalten ohne Nachteil des Nächsten, heißt es Achtung haben vor dem ungeschriebenen und dem geschriebenen Gesetz. Diese Achtung heißen wir Sittlichkeit; sie aber leistet Gewähr für die Freiheit aller. Denn der Gemeinschaftssinn allein füllt im Augenblick der Noth die feste Mauer des Ortes mit wehrhaften Männern; aus ihm entspringt geballte Kraft. Seht, wie als das sinnliche Zeichen dieser Zusammenfassung der Turm inmitten des Ortes stark und stolz in die Höhe schießt! So haben unsere Väter schon vor 1000 Jahren den Geist jener Freiheit lebendig werden lassen, von der Friedrich Schiller singt:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
 Frei im Aether herrscht der Gott;
 Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
 Zähmet das Naturgebot.
 Doch der Mensch in ihrer Mitte
 Soll sich an den Menschen reich'n
 Und allein durch seine Sitte
 Kann er frei und mächtig sein.“

Zu dieser Freiheit das Frankenvolk zu erziehen kann nicht allzu schwer sein, wenn wir uns dabei berufen auf die ererbte Wesensart unseres Stammes. Aber eben diese Berufung hat bis jetzt gefehlt. Sie muß beginnen in der Schule, sobald unseren Kindern der Begriff des Stammestums aufzubämmern beginnt. Erfasst es, ihr fränkischen Lehrer, welch ein ungeheures Erziehungsmittel euch zu Gebote steht, da ihr ins Herz des jarten

Alters schon versenken und verankern könnt, daß ein Franke kein Wucherer und kein Schieber sein darf! Seht durch diese Erziehung dem Heimatgedanken, der heute im Mittelpunkt des Unterrichts stehen soll, Größe und Schönheit, damit er nicht in Enge des Gesichtskreises und in erdhaster Gebundenheit verkümmert! Und will euch die heiße, zermürbende Wirkungsarbeit der Schule zu Boden drücken, dann öffnet die Fenster solchen Erziehungsgedanken, damit ein erfrischender, beglückender Hauch von Süßigkeit und Weiße euer Werk belebe!

Noch eins, damit ich zu Ende komme. Derselbe Dichter, dessen Freiheitsworte wir eben vernahmen, hat auch das Wort geprägt:

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“

Dem „still“ und „unerschlaft“ möchte ich heute hinzufügen: „unverwirrt“. Wer berufen ist oder sich berufen fühlt den riesigen Trümmerhaufen eines zusammengestürzten Volksglücks mit fertyräumen, das zerschmetterte Land wieder eben und fruchtbar zu machen und auf ihm von neuem zu pflanzen und zu bauen, der kann wie ein Stümper vorgehen oder wie ein Meister. Leicht er sein Ohr dem Geschwätz des Tages, den aufgeregten Ratschlägen, die wie ein Hagelwetter auf ihn herniederprasseln, dem stürmischen Begehren des Einzelnen, der seine Hütte zu allererst wieder aufgebaut sehen möchte, läßt er sich durch Gegenvorschläge, die für morgen schon Besserung der Verhältnisse versprechen, ans der Fassung bringen, dann wird sein Schaffen ein Stümperwerk bleiben. Verstopft er aber seine Ohren mit Wachs und beginnt ruhig und unverwirrt die Arbeit, deren Vollendung sinnvoll über die kommenden Zeiten hin sich verteilen muß, dann lächelt ihm Erfüllung. Wir Männer und Frauen vom Frankenbund sind nicht allein berufen am Aufbau des Vaterlandes mitzuhelfen, aber wir sind mitberufen, und darum gilt das Gesagte auch für uns. Die Bestrebungen unseres Bundes versprechen nicht für morgen schon Erfolg; was wir sän, wird langsam aufgehen, langsam wachsen, langsam blühen und Früchte tragen und bedarf unangesehener, liebevoller Pflege. Aber unser Plan ist wohlüberlegt und wohlbegründet; denn er beruht auf der Erkenntnis von den Bedürfnissen und den Begabungen der Seele unseres Volkes. Darum wollen wir gelassen jenen zuschauen, die es schneller besser machen zu können glauben und die darum unser Tun für unnützlich halten; sie werden bald außer Atem kommen und auf der Strecke liegen bleiben. Wir aber schreiten langsam, doch sicher vorwärts, ein leises Frohgefühl im Herzen; denn hinter den dichten Nebeln, die uns umbrauen, sieht das Auge unserer Seele den Morgenschein einer glücklichen Zeit. Und rasten unsere Hände zuweilen, dann salben wir sie zu dem stummen Gebet, daß unsere Kindes- und Enkelkinder, vom Sonnenlicht umstrahlt, auf den Pfaden dieser glücklichen Zeit dahinwandeln mögen bis in die fernsten Geschlechter.

Dr. Fr. W. Pfeiffer †

Am 2. Februar 1922 wurde ein begeisterter Anhänger unseres Bundes, Staatsbibliothekar Dr. Friedrich Wilhelm Pfeiffer nach siebenmonatlichem, schwerem Leiden zu Grabe getragen. In Nummer 3 des „Frankenlandes“ lasen wir noch aus der